

Sebastian Kaufmann: Das bedingungslose Grundeinkommen als ökonomisches ‚Narrativ‘?, in: Leon Hartmann/Sebastian Kaufmann/Bernhard Neumärker/Andreas Urs Sommer (Hg.): Politische Partizipation und bedingungsloses Grundeinkommen – ‚Narrative‘ der Zukunft / Political Participation and Universal Basic Income – ‚Narratives‘ of the Future, Münster 2024, S. 215-236, hier S. 215-220)

‚Narrative‘ sind in der westlichen Gegenwartskultur ubiquitär. Spätestens seit den 2010er Jahren hat der Narrativbegriff in verschiedenen gesellschaftlichen Debatten und Kulturbereichen Hochkonjunktur. Google Trends verzeichnet für das Suchwort „das Narrativ“ nochmals einen sprunghaften Anstieg seit 2020. Vehement warnen unzählige Beiträge vor bestimmten ‚Narrativen‘ oder verlangen nach neuen (Gegen-)‚Narrativen‘. Das ‚Narrativ‘, das im Deutschen einen erst seit dem späteren 20. Jahrhundert bekannten Neologismus darstellt, wird zwar von manchen als leeres Modewort kritisiert. Zahlreiche Zeitgenossen nutzen das Wort aber doch so exzessiv, dass man das frühe 21. Jahrhundert sogar schon als „Zeitalter der Narrative“ (Körver, 2021) bezeichnet hat. Etwas prosaischer formuliert es der Kultursoziologe Andreas Reckwitz, der seit 2019 einen Leibniz- Forschungsschwerpunkt zu „Gesellschaftsnarrativen“ an der HU Berlin leitet: „die Frage nach dem Gesellschaftsnarrativ [ist] aktuell von besonderem Interesse“ (Reckwitz, 2022b). Die ubiquitäre Rede von ‚Narrativen‘ kann sich dabei auf eine neue Anthropologie berufen: auf die Bestimmung des Menschen als „homo narrans“ (Fisher, 1987, S. XI) bzw. als „storytelling animal“ (MacIntyre, 1984, S. 216). Besonders häufig begegnet der Narrativbegriff in Journalismus, Politik und Wirtschaft sowie in den verschiedenen Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, in denen es bereits im letzten Drittel des 20. Jahrhundert zu diversen – allerdings erst seit ca. 1990 so bezeichneten – *narrative turns* gekommen ist ([...]). Disziplinen wie die Geschichtswissenschaft (vgl. White 1973) und die Ethnologie bzw. Kulturanthropologie (vgl. Geertz 1973) spielen in dieser Hinsicht eine Vorreiterrolle. [...]

Aber zuerst noch ein paar einleitende Bemerkungen zum Narrativbegriff selbst. Das ‚Narrativ‘ geht auf das lateinische Verb „narrare“ („erzählen“) bzw. das Substantiv „narratio“ („Erzählung“) zurück. Im Französischen und Englischen gibt es zwar schon spätestens seit dem 16. Jahrhundert die entsprechenden Substantive „le narratif“ bzw. „the narrativ(e)“, allerdings nur in der von der heutigen spezifischen Semantik noch abweichenden allgemeinen Bedeutung von „Erzählung“, „Bericht“, „Chronik“, „Geschichte“, „Historie“. Grundsätzlich zu unterscheiden ist wiederum das „Narrativ“ von den ebenfalls so genannten grammatischen Formen in kaukasischen Sprachen oder im Hebräischen, für die aber in aller Regel das maskuline Nomen ‚der Narrativ‘ verwendet wird. Der gegenwärtig geläufige internationale Begriffsgebrauch, der dem deutschen Neutrum ‚das Narrativ‘ entspricht, begann sich wie gesagt erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts in den Wissenschaften zu etablieren, bevor der Terminus dann ca. seit 2010 als *buzzword* in den soziokulturellen Mainstream übergegangen ist. Im Duden findet sich das Lemma „Narrativ, das“ erstmals in der Ausgabe von 2020. Der rasante Aufstieg des Narrativbegriffs kam ziemlich abrupt. Zum Beispiel ist im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* von 1984 zwar ein Artikel zum Adjektiv „narrativ“ und zum daraus abgeleiteten Substantiv „Narrativität“ enthalten. Aber das ‚Narrativ‘ selbst kommt darin überhaupt noch nicht vor. Und auch die damit gemeinte Sache nicht. Denn die Eigenschaft der Narrativität wird hier noch ausschließlich auf das historisch-faktuale Erzählen im weiteren Sinne (Augenzeugenbericht, Biographie, Geschichtsschreibung usw.) bzw. auf die fiktionale Erzählliteratur bezogen: ähnlich wie im älteren französischen und englischen Wortgebrauch. Davon weicht der heute verbreitete Narrativbegriff allerdings ab, indem er den so bezeichneten Erzählungen häufig eine kollektive, auf die Formierung und Konsolidierung von Gruppenidentitäten abzielende Wirksamkeit zuschreibt. Unter ‚Narrativen‘ werden oftmals nicht individuelle, sondern von vielen Akteuren geteilte, gemeinschaftsstiftende Erzählungen bzw. übergreifende Erzählmuster verstanden. Das lässt sich nicht nur an der Duden-Erläuterung („[verbindende] sinnstiftende Erzählung“), sondern auch an einem aktuellen Begriffsartikel zeigen, der aus dem 2020 in sechster Auflage bei Springer erschienenen *Lexikon zur Soziologie* stammt. Hier heißt es unter dem Lemma „Narrativ“ knapp: „Erzählung, dient der Sinnstiftung und Legitimation von Strukturen oder auch politischen Zielen. N[arrativ]e sind daher wichtiger Gegenstand der Ideologiekritik.“ (Klimke, Lautmann, Stäheli, Weischer & Wienold, 2020, S. 526) Mit dem zweiten Satz, der ‚Narrative‘ offensichtlich als Instrumente einer Ideologie begreift, scheint besonders die negative Färbung auf, die der Narrativbegriff

*auch* hat, was andererseits aber manche Politiker und Wissenschaftler nicht davon abhält, öffentlich neue ‚Narrative‘ zu fordern, z. B. für mehr Europa, mehr sozialen Zusammenhalt oder mehr ökologische Nachhaltigkeit. [...]

Immer wieder stößt man auf Beantwortungsversuche der Frage, was ‚ein gutes Narrativ‘ ausmache, was mitunter nicht nur wertindifferent auf Überzeugungskraft und Verbreitungsfähigkeit, sondern zumal auf Wahrheitsgehalt und Legitimität abzielt. Die zitierte Lexikondefinition übergeht diese positive Bedeutungsmöglichkeit des ‚Narrativs‘. Wichtiger ist aber, dass diese Definition nicht einfach das Erzählen einer Geschichte als individuellen Vorgang akzentuiert, sondern deren sinngebende bzw. legitimierende Intention auf gesellschaftlich-politischer Ebene. Sie schließt zwar schon mit dem traditionellen, obwohl nicht weiter spezifizierten Ausdruck „Erzählung“ eine temporale Dimension ein: Alles Erzählte setzt eine zeitliche Sukzession voraus, eine Sequenzialität, die sich mit Aristoteles als durch Anfang, Mitte und Ende gegliederte Veränderung von einem Zustand zu einem anderen beschreiben lässt (vgl. Müller, 2020, S. 23 f.). Offen bleibt dabei aber, in welcher Zeitform diese Veränderung dargestellt wird. Das althergebrachte Erzähltempus ist zwar bekanntlich das Präteritum oder das historische Präsens; jedenfalls liegt das Erzählte dabei in der Vergangenheit, was sich im Fall der so adressierten ‚Narrative‘ jedoch nicht notwendig feststellen lässt.

Aus diesem Grund lehnt etwa Andreas Urs Sommer die Rede vom ‚Narrativ‘ als „Jetztzeitjargon“ ab: „Als Narrativ gilt alles Mögliche, was gar keine erzählerische Struktur im engeren Sinne hat – all das, was früher einmal Ideologie, Leitvorstellung, Weltanschauung geheißen hat. Zur Erzählkommunikation gehört jedoch nun einmal eine zwischen der Gegenwart des Erzählvorgangs und einer erzählten Welt bestehende Zeitdifferenz; sie ist überdies ein rückblickender Umgang mit kontingenten Begebenheiten (die natürlich – Stichwort Science-Fiction – auch in der Zukunft angesiedelt werden können, aber so behandelt werden, als wären sie bereits geschehen)“ (Sommer, 2022, S. 208 f.). Ein Beispiel für eine solche ‚echte‘ Zukunftserzählung im rückblickenden Als-ob-Modus liefert Sommer selbst mit seinem Schlusskapitel „Die Demokratie im Jahr 2072“, das von diesem Jahr aus eine bis 2025 gehende fiktive Retrospektive bietet – der zufolge übrigens mittels direkt-partizipatorischem Volksentscheid in Deutschland „2055 [...] die Einführung des Bedingungslosen Grundeinkommens“ (Sommer, 2022, S. 228) beschlossen wurde. [...] Dieses Erzählverfahren einer prospektiv-retrospektiven Fiktion bildet aber tatsächlich nicht dasjenige ab, was heute gemeinhin mit dem Ausdruck ‚Narrativ‘ gemeint ist. Hierbei kann es sich zwar gerade auch um Zukunftserzählungen handeln; diese bedienen sich indes in aller Regel nicht, wie bei Sommer und Weißbrodt, des klassischen Erzählschemas „Es war einmal“, um Zukunft als Vergangenheit zu fingieren, womit ja eigentlich das Futur II-Schema „Es wird einmal gewesen sein“ zugrunde liegt. Vielmehr folgen jene Zukunftserzählungen zumeist schlicht dem Futur I-Schema „Es wird einmal sein“ oder der postulatorischen Form „Es soll einmal sein“.

Als einer der ersten Autoren, von dem dieser – ganz ohne fiktiven Rückblick auskommende – Zukunftsbezug des ‚Narrativs‘ herausgestellt wird, kann der französische Philosoph und Literaturtheoretiker Jean-François Lyotard gelten, der in seiner Schrift *La condition postmoderne* (1979) nicht nur die Legitimationsfunktion dessen betont, was er „große Erzählung“ nennt (Lyotard, 2019, S. 23), sondern Sebastian Kaufmann 220 auch ihre Ausrichtung an einer einzulösenden Zukunft statt an einer begründenden Vergangenheit. Eine präteritale „Zeitdifferenz“ der „Erzählkommunikation“, wie Sommer sie fordert, wird dabei nicht zwingend vorausgesetzt. Die ‚großen Erzählungen‘ der Moderne, die Lyotard besonders hervorhebt, namentlich die geschichtsphilosophischen ‚Narrative‘ von der Emanzipation des bürgerlichen Subjekts oder von der dialektischen Entwicklung des Geistes, enthalten jeweils das geschichtsphilosophische Versprechen eines Fortschritts („progrès“). Im französischen Original benutzt Lyotard vor allem die Wörter und Wendungen „récit“, „grand récit“, „métarécit“, an einigen Stellen aber auch „narratif“ und „métanarratif“ (Lyotard, 1979, S. 7 f. u. 49), um solche epochalen Erzählmuster mit legitimatorischer, kulturprägender Wirksamkeit zu bezeichnen. Als fragwürdig erweist sich damit die immer wieder zu lesende Behauptung, Lyotard selbst habe den Narrativbegriff gar nicht benutzt, sondern komme nur indirekt als Vermittler ins Deutsche in Betracht, insofern lediglich die englischsprachige Übersetzung von „grand récit“ durch „grand narrative“ bzw. „master narrative“ zur neologistischen Bildung des deutschen Lehnworts „Narrativ“ geführt habe (vgl. Heine, 2016, S. 2 f.). Auch im deutschsprachigen

Wikipedia-Artikel zum „Narrativ (Sozialwissenschaften)“ – Stand September 2023 – wird diese problematische Auffassung kolportiert. Wolfgang Müller-Funk, einer der ersten deutschen Literatur- und Kulturwissenschaftler, der von ‚Narrativen‘ gesprochen hat (in seinem zuerst 2002 erschienenen Buch *Die Kultur und ihre Narrative*), ist der Ansicht, dass Lyotards *La condition postmoderne* ihrerseits „auf einer klassischen narrativen Matrix beruht“, also selbst im traditionellen Sinn erzählend verfährt, indem sie aus einer „nachzeitlichen Perspektive“ ein ‚Narrativ‘ präsentiert (Müller-Funk, 2008, S. 64). In der Tat ließe sich sagen: Lyotard liefert eine Vergangenheitserzählung, wenn er das Ende der großen Zukunftserzählungen im Zeitalter der Postmoderne verkündet, das nur noch eine zersplitterte Pluralität kleinerer ‚Narrative‘ kenne. Folgt man dem unlängst erhobenen Befund von Andreas Reckwitz, wonach das mit Francis Fukuyamas neohegelianischer These vom „Ende der Geschichte“ assoziierte „liberale Fortschrittsnarrativ“ zwischen 1990 und 2020 die westliche Welt bestimmt hat (Reckwitz, 2021a, S. 11), so könnte man freilich fragen, inwiefern Lyotard mit seiner Prognose danebenlag.